

Nidwalden im Mittelalter

Autor(en): **Achermann, Hansjakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **132 (1991)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033959>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nidwalden im Mittelalter

Das Mittelalter lässt man in Europa gemeinhin mit der Völkerwanderung um 400 beginnen. Schwieriger wird es, wenn es darum geht, dessen Ende zu definieren. Für das Alpenland liegt man aber nicht falsch, die Epoche mit dem frühen 16. Jahrhundert ausklingen zu lassen. Innerhalb der grossen Periode von rund 1100 Jahren trat Nidwalden als Gemeinwesen verhältnismässig spät auf die Bühne der Geschichte. Vor dem 14. Jahrhundert sind hier – wie übrigens auch in Obwalden – praktisch keine eigenstaatlichen Strukturen feststellbar. Um über das mittelalterliche Nidwalden zu schreiben, dürfen wir uns deshalb nicht bloss auf jene Zeit beschränken, in der sich unser Land zu einer selbständigen Kommune verfestigt hat. Wir müssen unseren Blick auch auf jene Jahrhunderte werfen, in denen unsere Region ins mitteleuropäische Staatsgefüge eingegliedert gewesen ist. Dies fällt uns hier um so leichter, als über die Nidwaldner Entwicklung zur Eigenständigkeit schon viel geschrieben wurde, hingegen die anderen Probleme, welche die damaligen Menschen wahrscheinlich mindestens ebenso stark bewegt haben wie die Staatsgründung, erst langsam von den Historikern aufgearbeitet werden.

1. Die Landschaft

Jedes menschliche Leben spielt sich in einer bestimmten landschaftlichen Umgebung ab, welche auf die Bewohner prägend wirkt, umgekehrt aber auch von jenen ständig durch Eingriffe gestaltet, verändert und zerstört wird. Diese Binsenwahrheit gilt heute wie damals. Die Landschaft des Engelbergertals im Mit-

telalter war durch ihre starken Gegensätze gekennzeichnet. Auf verhältnismässig engem Raum gibt es milde Niederungen und rauhe Bergregionen mit ewigem Schnee, ein gut zugängliches Haupttal und ganz entlegene Alpweiden, sonnige Terrassen (Honegg, Rotzberg, Altzellen usw.) und besonders winters über schattige Regionen (Kniri), die kaum einen Sonnenstrahl erhalten. Während hohe Berge den Weg nach Süden verstellen, ladet der offene See im Norden gerade dazu ein, sich den dahinterliegenden Landstrichen zuzuwenden. Und in der Tat, lange bevor wir Nachrichten über Beziegungen zu den Tälern Uri, Schwyz oder Obwalden besitzen, ist ein intensiver Austausch mit dem Mittelland nachweisbar.

Abgesehen von den beträchtlichen Eingriffen der letzten 150 Jahre sind wohl die Gewässer und die Wälder bei uns am nachhaltigsten von den menschlichen Veränderungen betroffen worden. Bis in die Neuzeit fand die Engelbergeraa ungehindert ihren Weg durch Runsen und Senken nach Stansstad beziehungsweise nach Buochs in den See. Dabei verfrachtete sie besonders bei Hochwasser (Schneeschmelze, Unwetter) eine Unmenge an Geschiebe. Es ist noch ungeklärt, wieweit der See bei Stansstad und Buochs im Frühmittelalter ins Innere vorgestossen ist. Sicher aber verdankt ein grosser Teil der Stanser und Buochser Ebene ihr Bestehen dem Aawasser, das mit den mitgeführten Steinen, mit Sand und Schlamm langsam, aber stetig die Verlandung vorangetrieben hat. Freilich entstand dadurch ein grosses Sumpfgelände, das erst in diesem Jahrhundert melioriert wurde.

Das Füllmaterial stammte aus den höheren Regionen und Alpgebieten. Was dabei dort an Nutz- und Siedlungsfläche der Erosion zum Opfer fiel, können wir bloss an einigen Stellen erahnen. Sagenhafte Überlieferungen von Bergstürzen und verschütteten Dorfteilen halten die Erinnerung daran wach.

Allgemein lässt sich für Nidwalden festhalten, dass hier die Zone des Nutzlandes anfänglich recht schmal gewesen ist. Denn überall, wo Hochwasser eine mögliche Gefahr bedeutet hat, wurde nicht oder bloss in Ausnahmefällen urbarisiert. Dieser Grundsatz galt in besonderem Masse für die Behausungen, die sich immer auf die überschwemmungsfreien Höhen- oder Hanglagen konzentrierten. Als Beispiel sei etwa auf die Standorte der ältesten Gotteshäuser in Stans, Buochs, Ennetmoos oder St. Jost am Bürgen verwiesen. Die kleine bebaubare Fläche in den Talsohlen dürfte dazu geführt haben, dass bei uns schon früh die auslaufenden Berglehnen entwaldet, vor allem aber die über der Grenze liegenden Terrassen erschlossen worden sind. Da im Mittelalter mindestens zeitweise ein recht mildes Klima geherrscht hat, gab es bis zu seiner Verschlechterung im 14. Jahrhundert Dauersiedlungen an Orten, die heute nur noch als Alpen im Sommer bestossen werden. Temporärsiedlungen waren in Höhenlagen möglich, die heute kaum noch ausapern. So lässt sich sagen, dass die höher gelegenen Alpgebiete eine bedeutend grössere Rolle im Leben der damaligen Menschen gespielt haben, als heute.

Als dritten bestimmenden Faktor, den es neben den Gewässern und Alpen zu nennen gilt, ist der Wald zu erwähnen; ihm verdankt unser Land ja bekanntlich sei-

nen Namen, weshalb er noch im Hochmittelalter eine beträchtliche Ausdehnung eingenommen haben muss. An steilen Hängen, wo er gleichzeitig auch Schutzfunktionen wahrnimmt, und an landwirtschaftlich schwer nutzbaren Flanken, hat er sich bis heute halten können. Ursprünglich bedeckte er weite Flächen des Tales. Dabei waren Weiden und Erlen auf der Stanser beziehungsweise Buochser Ebene weit verbreitet. Überall wo sich in den unteren Lagen der Baumbestand zu einem richtigen Wald verdichtete, dominierten hingegen die Buchen und Eichen, während Ahorn, Esche oder Birke nur an ausgewählten Standorten wuchsen. In den höheren Regionen traten die Laubbäume hinter die Nadelhölzer zurück. Hier herrschten Fichten, Weiss-tannen und Föhren vor.

2. Landesausbau und Grundherrschaft

Übers Ganze gesehen wuchs die Bevölkerung in Nidwalden während des Mittelalters wie übrigens in der ganzen Inner-schweiz stetig, wenn auch nur langsam. Der Zuwachs löste einen Prozess aus, den man in der Geschichtsschreibung mit «Landesausbau» oder auch «Binnenkolonisation» bezeichnet. Denn alle Bewohner wollten ernährt sein, was bedingte, dass man immer neue Gebiete durch Rodung zu Kulturland umgestalten musste. Wie wir uns diese Schwerstarbeit im einzelnen vorzustellen haben, darüber geben uns gewisse Nidwaldner Flurnamen wenigstens Hinweise: «Reyti» und ähnliche Wortschöpfungen erinnern uns an das normale Abholzen des Waldes, nämlich an das Roden, «Stock» an das Ausgraben der Strünke, was mit den damaligen Hilfsmitteln eine zeitraubende und kräfteverzehrende Tätigkeit war. Mit

«Brand» wird auf das Anzünden von verdorrten Waldflächen hingewiesen, mit «Schwand» oder «Schwändi» auf das künstlich herbeigeführte Absterben der Bäume durch das Einsägen oder Schälen von Rinden.

Durch Funde gesichert ist, dass es auch bei uns sogenanntes «Altsiedelland» gegeben haben muss, auf dem sich eine keltische oder gallo-römische Bevölkerungsschicht aufgehalten hat. Wo sie ihre Gebäulichkeiten errichtet haben, wissen wir nur in ganz wenigen Fällen. Wir dürfen aber annehmen, dass zumindest dort oder in der Nähe, wo Spuren einer noch älteren Volksgruppe zum Vorschein gekommen sind, auch die Wohnungen gestanden haben, also beispielsweise am Aufstieg zum Rengpass in Hergiswil, auf dem Muetterschwandenberg, am Auslauf des Stanser- und Buochserhorns, auf dem Waltersberg usw. Zur ansässigen, recht dünnen Urbevölkerung stiessen im 7. und 8. Jahrhundert die Alemannen vor. Ihr Eindringen muss friedlich vor sich gegangen sein, was einerseits die Aufnahme von nicht germanischen Ausdrücken in die spätere Umgangssprache belegt, andererseits die Skelettfunde unter der Stanser Pfarrkirche zeigen, welche für die Frühzeit zwei verschiedene Volkstypen repräsentieren, die sich später miteinander vermischen. Die Zuzüger haben meist neue Flächen urbarisiert, also den Ansässigen ihre angestammten Siedlungsplätze belassen. Mit dem Vordringen der Germanen dürfte der vorher noch ein geschlossenes Gebiet bildende, höchstens durch grössere Lichtungen aufgelockerte Wald stark reduziert worden sein. Das stete Wachstum der Bevölkerung tat ein weiteres, um immer neue Flächen der landwirtschaftlichen Nutzung zuzuführen. Dabei

musste man bald einmal auf die von der Sonneneinstrahlung und der Bodenbeschaffenheit her ungünstigen Lagen ausweichen. Spätestens um 1200 ist die heutige Kulturlandfläche ausdehnungsmässig erreicht worden. Anhand der damals nach Engelberg zinspflichtigen Güter am Buochserhorn kann man nachweisen, dass zu diesem Zeitpunkt die heutige Waldgrenze schon erreicht worden ist: Eysnerz, Fur, Buggenried, Langentannen, Schwanden werden da genannt, um nur einige aufzuzählen. Gleiches gilt vom Bürgenstock (Honegg, Scharti, Vokingli, Holzen oder Hüslen) und von der Kniri in Stans.

Interessant ist die Tatsache, dass, wie etwa spätere Steuerlisten zeigen, dieselbe Familie gleichzeitig Landstücke im Talboden, am Berg und auf den Alpen bebaute, was auf starke Mobilität schliessen lässt. Praktisch als Nomaden können jene Leute bezeichnet werden, die mit ihrem bescheidenen Viehbestand die mittleren berg- und Waldregionen im Engelberger Tal abweideten. Sie sind wohl in den mittelalterlichen Urkunden unter dem Begriff «Bergleute» fassbar. Sie gehören den unteren sozialen Schichten an.

Die Alemannen brachten bei ihrem Vordringen ihre Rechts- und Herrschaftsnormen mit. Sie standen im Dienste eines Herren, für welchen sie das Land letztlich rodeten und später bebauten. Die vorgegebene grund- und landesherrliche Abhängigkeit blieb auch bestehen beziehungsweise wurde noch weiter ausgebaut, nachdem das alemannische Herzogtum schon längst untergegangen war und unser Land ins fränkische, später ins Deutsche Reich eingegliedert worden war. Wohl der grösste Teil des Nidwaldner Bodens gehörte im 10. Jahrhundert grund-



herrlich Adligen, die im Dreieck Zürich, Aarau, Luzern den Schwerpunkt ihres Besitzes und dort auch ihre Stammburgen hatten. Freilich konnten, wie die Beispiele Rotzburg und Gisiflüeli zeigen, die grundherrlichen Güter auch von Burganlagen aus verwaltet werden, die sich im Tale selbst befanden. Ab dem späten 10. Jahrhundert wird der grundherrliche Besitz der weltlichen Adligen zunehmend an geistliche Stifte übertragen: als Beschenkte ist hier in erster Linie an die Abteien Murbach/Luzern, Muri, Einsiedeln, St. Blasien im Schwarzwald und später an Engelberg zu denken. Vereinzelt werden auch Frauenklöster mit solchen Rechten begabt. So geraten Güter in Beckenried unter die Verwaltung der Zisterzienserinnen von Steinen. Wieweit die einzelnen Vergabungen religiösen, politischen oder wirtschaftlichen Motiven entsprungen sind, müsste jedesmal abgeklärt werden. Sicher spielte die Tatsache, dass man Töchter und Söhne in den Klöstern zu versorgen und diese entsprechend auszusteuern hatte, eine gewisse Rolle. Dann galten «gute Werke» als Vorleistung für das Jenseits. Vor den Strafen im Fegfeuer hatte man grossen Respekt. – Gegen Ende des 13. Jahrhunderts fand eine weitere Konzentration des grundherrlichen Besitzes auf die beiden Stifte Murbach/Luzern und Engelberg statt. Sie erwarben sich ab 1260 durch Kauf und Tausch die Rechte von den anderen Klöstern.

Zur Verwaltung ihres Besitzes bauten die beiden Abteien kleine Zentren im Landesinnern auf: Luzern/Murbach in Stans, Engelberg in Buochs und Wolfenschiesen. Dabei fassten sie die ihnen unterstellten Leute zu einer Hofgenossenschaft zusammen und gaben ihnen ein eigenes Hofrecht.

Wie sich ein solches klösterliches Zentrum, in den Quellen Dinghof genannt, zusammensetzte, sei hier kurz erläutert: Der Turm im Höfli zu Stans bildete den Verwaltungsmittelpunkt für die Nidwaldner Besitzungen des Klosters Luzern. Zu diesem Dinghof gehörte im 13. Jahrhundert «Eigen- oder Saalland», das in einen «Meierhof», in einen «Kelnhof» und in einen «Schweighof» unterteilt war. Sie dienten dem Meier und dem Kellner für ihren Unterhalt. Meier und Kellner waren die klösterlichen Vertreter in Stans; sozial höher gestellt gezählten sie zum Dienstadel. Nebst dem Eigenland gehörten 18 Erblehen zum Stanser Dinghof, die im ganzen Land verteilt waren. – Noch grösser war die Grundherrschaft des Klosters Engelberg. Zum Saalland in Buochs und Wolfenschiesen gemäss Urbar von 1199, kamen rund 130 Güter verteilt auf ganz Nidwalden hinzu. Weitere adlige Schenkungen und geschicktes Taktieren ermöglichte es der Abtei, ihren Besitz im 13. Jahrhundert noch weiter auszudehnen. – Die in der Hofgenossenschaft zusammengeschlossenen Klosterleute standen freilich unter einer verhältnismässig milden Herrschaft. Für die Bewirtschaftung der Höfe hatten sie der Abtei einen Zins zu entrichten. Dafür schützten sie die klösterlichen Vertreter im Recht. Bussen, die allenfalls ausgesprochen werden mussten, verringerten sich für die Hofgenossen um ein Drittel. – Mindestens einmal im Jahr fand das «Tageding» statt. Dabei verkündet die Herrschaft ihren Leuten die in Zukunft geltenden Gebote und Verbote. Gleichzeitig hält man Gericht, welchem der Meier vorsitzt. Bei dieser Gelegenheit empfangen die Erben oder allenfalls die «Käufer» die in der Zwischenzeit ledig gefallenen Lehen aus seiner Hand

und huldigen ihm dafür. Eine allgemeine Bewirtung mit Fleisch, Brot, Zieger und Wein auf Kosten des Klosters beendet das «Tageding».

Ein grosser Teil der einstigen Nidwalder Bevölkerung stand, wie wir gesehen haben, in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einem geistlichen oder weltlichen Herrn. Freilich bleibt wegen der mangelhaften Überlieferung die Rekonstruktion der ehemaligen Grundherrschaft immer bruchstückhaft. Eine Aussage können wir aber trotzdem machen: Der Feudalismus hatte sich im Verlaufe der Jahrhunderte in Nidwalden viel ausgeprägter entfalten können als etwa in Uri oder Schwyz. Umgekehrt dürfte die Zahl der

Freien viel kleiner gewesen sein als in den beiden anderen Talschaften. Robert Durrer hat sie wohl zu hoch eingeschätzt, wenn er sie mit 35 Prozent der gesamten Wohnbevölkerung angibt. Mehr als ein Viertel freie Leute dürfte es hier zur Zeit der Bundesgründung nicht gegeben haben, vielleicht sogar nur ein Fünftel.

3. Siedlungen

Anders als etwa in Schwyz besitzen wir bis jetzt kein mittelalterliches Dorf, das später aufgegeben wurde und nun als Wüstung ausgegraben werden könnte. Die Überlieferung erzählt zwar, dass es im Gebiet der heutigen Gemeinde Wolfenschiessen ein Dorf Humligen gegeben



Drumlin oder Bergsturzhügel bei Wichlen St. Jakob.

habe. Doch selbst wenn diese Angaben stimmen würden, wäre es wohl äusserst schwierig, den genauen Standort der untergegangenen Siedlung festzustellen, weil diese unter hohen Schuttmassen eines Bergsturzes begraben liegen müsste. – Der ärmliche Forschungsstand lässt uns deshalb nur wenig gesicherte Aussagen über die Siedlungsformen im mittelalterlichen Nidwalden machen.

Was heute noch in unserer Region, aber auch in der ganzen Alpen- und Voralpenzone auffällt, sind die vielen Streusiedlungen, bestehend aus Einzelgehöften oder kleinen Weilern, denken wir in diesem Zusammenhang nur etwa an Dallenwil oder Beckenried. Man hat diese aufgelockerte, vornehmlich an die Vieh- und Graswirtschaft gebundene Siedlungsweise mit den Alemannen in Verbindung gebracht. Die romanische Urbevölkerung hätte hingegen das geschlossene Dorf bevorzugt. Diese ethnische Unterscheidung ist sicher falsch, weil man heute eindeutig von Alemannen geschaffene, geschlossene Dörfer (in Lausen oder Berslingen) kennt. Es ist darum wohl richtiger, wenn wir davon ausgehen, dass die Streusiedlung im Voralpengebiet durch die Bodenbeschaffenheit und Einschränkungen wegen Gefahrenzonen (Wasser, Rutsche, Lawinen) bedingt war; sie geht zu einem kleinen Teil wohl auch auf die romanische Urbevölkerung zurück. Möglicherweise könnte das endgültige Aufgeben des Ackerbaus im Spätmittelalter sogar die Auflösung einer alten Dorfsiedlung in Einzelhöfe und Weiler begünstigt haben. Ennetmoos, das ja bis heute zweipolig gegliedert ist, würde hierfür als Beispiel dienen.

Innerhalb der einzelnen Siedlungsräume gab es immer schon Verdichtungen, die

mindestens ins Frühmittelalter zurück reichen. Hierzu sind Stans und Buochs anzuführen. Mit der Zeit entwickeln Dörfer gewisse lokale Zentrumsfunktionen. Herrschaftliche Höfe wurden in einen Dorfverband integriert (Stans, Buochs, später Wolfenschiessen). Auch die ersten Kirchen wurden im Bereich einer dörflichen Gemeinschaft errichtet (wie Stans und Buochs zeigen). Selbst Filialkirchen hat man aus naheliegenden Gründen in Siedlungsverdichtungen gebaut. Ich denke da an die ersten Kapellen in Wolfenschiessen, Beckenried, Emmetten und Hergiswil. Schliesslich liess der Aufschwung von Handel und Verkehr im 12. Jahrhundert neue Schwerpunkte entstehen, die schliesslich wie am Umschlagplatz Stansstad zu Dörfern heranwuchsen.

Ab 1200 nahmen einzelne besonders günstig gelegene Dörfer auch regionale Zentrumsaufgaben wahr. Ausser der Kirche mit dem Friedhof und der Gerichtsstätte ist hier nun auch das Gewerbe vertreten, welches alle Talleute mit wichtigen Gütern versorgte. Hier fanden auch regelmässig Märkte statt. Diese Siedlungen, im nachhinein als «Flecken» bezeichnet, hätten sich wohl durch landesherrliche Privilegien gefördert zu Städten gewandelt, und wir würden heute von der Stadt Stans sprechen. Doch die politische Entwicklung in den Länderrorten verhinderte dies, da unter solchen Umständen kein Landesfürst eine Förderung für sinnvoll erachtete.

4. Haus- und Burgenbau

Im Verlaufe der Jahrhunderte sind in Nidwalden die mittelalterliche Wohn- und Wirtschaftsgebäude weitgehend verschwunden. Jüngste Dendrochronologi-

sche Untersuchungen haben freilich erkennen lassen, dass auch bei uns noch mehr Bausubstanz aus der Zeit zwischen 1300 und 1500 vorhanden ist, als man bisher angenommen hat.

Bis ins 13. Jahrhundert dürften weite Teile der Bevölkerung unseres Tales in ebenerdigen, einräumigen Häusern aus Holz und Stein gelebt haben, wie wir solche vielleicht noch auf gewissen Alpen antreffen können. Diese Gebäude waren mit einem flachen Dach aus Schindeln oder Platten gedeckt. Ab 1200 tauchen in der Innerschweiz die ersten mehrstöckigen Holzhäuser über einem Mauersockel auf, in Nidwalden hat sich die früheste Konstruktion dieser Art in Wolfenschiessen aus dem Jahre 1320 erhalten (Bannwarts), die gegenüber der älteren Bauart schon einen recht behäbigen und wohnlichen Eindruck erweckt. Nur knappe 50 Jahre jünger ist das Waltensbergli in Stans. Weitere Gebäude dieses Typs aus dem 15. Jahrhundert haben sich in Hergiswil, Wolfenschiessen und Ennetbürgen erhalten.

Wer diese Häuser gebaut hat, wissen wir nicht. Wir dürfen aber annehmen, dass die ursprünglichen Besitzer einer gut gestellten bäuerlichen Schicht angehört haben, die sich mit ihren Bauten an der städtischen Architektur etwa in Luzern oder Zürich orientierten. Von der Inneneinteilung und der vertikalen Gliederung in steinernen Sockel und hölzernen Oberbau samt Klebedächern entsprechen sie Häusern in den beiden genannten Städten, die dort schon seit dem 12. Jahrhundert belegt sind. Der neue Haustyp stellte für die damalige Zeit etwas Unerhörtes dar, statt einen Raum gab es jetzt mehrere, statt einer Etage zwei Vollgeschosse und einen halben Estrichstock plus Kel-

ler. Es wundert uns nicht, wenn derartige Häuser in die Befreiungstradition eingegangen sind und dabei von den Vögten als Demonstration des eigenen Reichtums und der Macht der Bauern hingestellt wurden, wie solches in der Stauffacher-Gessler-Szene in Schillers «Tell» sehr plastisch vor Augen geführt wird. Der historischen Wirklichkeit entspricht diese Sehensweise nicht. Es geziemte sich im 13./14. Jahrhundert für den Bauern, solche Häuser zu bauen, aber nicht jeder besass das nötige Geld dazu. Da sie bis gegen Ende des Mittelalters eine Ausnahme bildeten, stachen sie wie die Kirche und der Wohnturm aus dem übrigen Dorfbild heraus.

Nun zu den Wohntürmen: Nach Cysat hätte es in Stans sieben solche Türme gegeben, in Buochs mindestens drei und in Wolfenschiessen und Stansstad je einen. Wir müssen uns diese als zwei- bis dreistöckige Gebäude über mehr oder weniger quadratischem Umriss vorstellen. Der Wohnturm des Meiers von Stans ist ein Bau von zehn auf zehn Meter Seitenlänge, jener von Stansstad weist ähnliche Masse auf. Dort können wir auch heute noch den einst üblichen Hocheingang sehen, der von aussen über eine hölzerne Stiege erreichbar war. Anders als bei den Bauernhäusern, wenigstens den einstöckigen, und andern landwirtschaftlichen Gebäulichkeiten sind die Türme in Mörtelmauerwerk ausgeführt. Mörtelmauerwerk galt im Gegensatz zur Trockenmauer als Zeichen des vornehmen Standes und der legitimen Herrschaft. Ob unsere Türme auch einen hölzernen Obergaden aufwiesen, können wir nicht mit absoluter Sicherheit bejahen. Üblich war ein solcher Dachabschluss seit dem 13. Jahrhundert.

Vom hauptsächlich verwendeten Material und vom Aussehen mit den Wohntürmen verwandt waren die Burgen des Mittelalters. Freilich lässt sich für Nidwalden, abgesehen von der unvollendeten Loppburg und jener im Dörfli bei Wolfenschiessen, keine nachweisen, die in der «klassischen» Zeit des Burgenbaus errichtet worden wären. Fast besser dokumentiert sind wir über die Anlagen der früheren Jahrhunderte.

Möglicherweise verbergen sich im Hubel zu Wolfenschiessen die Überreste einer Holzburg, wie sie vor 1000 erbaut worden sind. Die Anlagen im Gisiflüeli in Oberdorf und auf dem Rotzberg vertreten die nächste Generation, wobei letztere in ihrem Ursprung vielleicht noch in die Phase der reinen Holzkonstruktionen zurückreicht. Bekanntlich gehen ja die Kleinfunde auf der Rotzburg bis kurz nach 1000 zurück. (Die Rutenlehm Spuren lassen auf Fachwerkwände schliessen.) Der später erfolgte Ausbau ist im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts anzusetzen, also in die Zeit der ersten Steinkonstruktionen. Nun entsteht auf dem Rotzberg eine etwas grössere Anlage aus Holz und Stein, jedoch ohne später üblichen Hauptturm. Umfasst wird das ganze von einer bescheidenen Ringmauer und einem wenig tiefen Graben. Was hier entstand, war strategisch gesehen alles andere als beeindruckend und glich in keiner Weise der Vorstellung von einem befestigten Ort, wie es im Weissen Buch von der Rotzburg entworfen wird. Um sie mit 50 oder 100 Mann einzunehmen, hätte es keiner Liebesromanze gebraucht. Um 1220/1230 wurde die Anlage aufgegeben, ohne dass sich Spuren einer gewaltsamen Zerstörung gefunden hätten. Wahrscheinlich war sie zu altmodisch gewor-

den, um nochmals saniert zu werden. Ende des 13. Jahrhunderts grüsst sie die Nidwaldner Bundesgenossen schon seit längerer Zeit als Ruine.

Wie bereits vermeldet, gehen auf die Zeit des klassischen Burgenbaus in Nidwalden nur zwei Anlagen zurück: die unvollendete, und vom Besitzer selber wieder zerstörte Loppburg und jene im Dörfli. Was mir in diesem Zusammenhang wichtig erscheint, ist die Tatsache, dass in unserem Tal, wie übrigens auch in den andern Talchaften der Urschweiz weder die Habsburger noch irgend welche andere Adlige einen starken landesherrlichen Stützpunkt besessen haben, der es ihnen erlaubt hätte, eine grössere Besatzung aufzunehmen, mit deren Hilfe es ihnen möglich gewesen wäre, das Gelände militärisch zu beherrschen. Alle Nidwaldner Burgen, soweit sie 1290 noch bestanden, wären für eine diktatorische Machtentfaltung vollkommen ungeeignet gewesen und damit auch als Zwangsmittel zur Durchsetzung landesherrlicher Unterdrückungsmassnahmen, wie solche das «Weisse Buch von Sarnen» so einprägsam und in der Verknüpfung verschiedener europäischer Sagenmotive so folgerichtig schildert.

5. Wirtschaft

Dank verschiedener Urbare, Rödel und Hofrechte sind wir über die wirtschaftlichen Verhältnisse in unserem Tal ziemlich gut informiert. Grundsätzlich eigneten sich die Auen und Feuchtwiesen, vor allem für die Viehwirtschaft, während die trockenen Böden der Hanglagen eher für den Ackerbau prädestiniert waren. Wir gehen kaum fehl, wenn wir beide Wirtschaftsformen, soweit es Eigenbedarf betraf, schon im Frühmittelalter bei uns an-

siedeln. Wie wir aber der «Acta muren-
sia» entnehmen können, haben unsere
Bauern den Getreideanbau, also Dinkel
und Hafer, am Anfang des 11. Jahrhun-
derts vorangetrieben und auch auf Orte
ausgedehnt, wo wir ihn wie in Ober-
rickenbach oder Engelberg, heute kaum
vermuten würden. Dieser Vorgang wurde
zweifelloos durch das wärmere Klima be-
günstigt. Anders aber als im Mittelland
behielten bei uns die Feuchtwiesen weiter-
hin ihre Bedeutung, weil ihnen neue Auf-
gaben übertragen werden konnten, näm-
lich mit ihren Erträgen das Alpenvieh über-
wintern zu helfen. Denn gleichzeitig mit
der Feldbauförderung hat man die Alp-
weiden, wo es möglich war, vergrößert.

Auf diese Weise konnten bei uns beide
Wirtschaftsformen ausgeweitet werden,
während die Bauern des Mittellandes die
Viehwirtschaft zu Gunsten des Ackerbaus
stark vernachlässigten und diese entspre-
chend zurückging. Die neuen Getreide-
flächen entstanden bei uns durch Wald-
rodung vor allem an den Hängen des
Bürgenberges, in Ennetmoos und an den
sonnigen Südlagen im Engelbergertal.
Eine Intensivierung der Ackerwirtschaft
können wir noch einmal gegen Ende des
12. Jahrhunderts feststellen, wobei in die-
sem Zeitraum weniger neuer Boden unter
den Pflug genommen, als mehr das neue
Fruchtfolgesystem der Zelgen eingeführt
wurde. Die Neuerung drang wohl über die



Arnialp

Vermittlung der Klosterherren von Muri in unsere Region vor. Die Abtei besass damals noch einen grossen Dinghof in Buochs, welcher die Anwesenheit der Murensen zweimal pro Jahr erforderte.

Wenn ich bis jetzt vor allem den Feldbau betont habe, so darf dies nicht darüber hinweg täuschen, dass er bei aller Förderung nie eine dominierende Rolle in unserem Land gespielt hat. Die überlieferten Abgaben aus Äckern an die Grundherren blieben stets bescheiden und lassen vermuten, dass mit der Intensivierung lediglich die Erfüllung des dank wachsender Bevölkerung zunehmenden Selbstversorgungsdrucks angestrebt wurde. Grössere Überschüsse zu produzieren, um sie anderswo zu verkaufen, war schon deswegen wenig sinnvoll, weil der Transport über weite Distanzen wahre Probleme aufwarf. Im Gegensatz zum überschüssigen Vieh lief das Korn ja nicht selber dorthin, wo es Abnehmer gab.

Wenn wir ab dem 12. Jahrhundert feststellen können, dass die Naturalabgaben auf den Höfen zunehmend durch Geldzinsen ersetzt werden, so bedingte dies einen regen Handel, der es dem einzelnen Bauer erlaubte, seine produzierten Überschüsse an Märkten abzusetzen. Sie sind wohl zuerst im ackerbautreibenden Mittelland zu suchen. Die überlieferte Viehverschiebung des Klosters Muri von den Nidwaldner und Engelberger Alpen über Stans und Buochs weist auf eine solche Ausfuhr schon im 12. Jahrhundert hin, erst recht jedoch ein Schiedsspruch zwischen Engelberg und Uri aus dem Jahre 1309, welcher den Urner Bauern den Viehtrieb von der Surenenalp über Stansstad und Buochs garantierte. Während der Weg über Buochs wohl den Schiffstransport von und nach Uri bezeugt, zielt

das Durchzugsrecht über Stansstad eindeutig ins Mittelland hinaus. Nun, was den Urnern recht war, war den Nidwaldnern sicher billig. Auch sie dürften im Herbst ihr überzähliges Vieh ins Mittelland ausgeführt und mit dem Erlös die fälligen Grundzinsen bezahlt haben.

Bis in die jüngste Vergangenheit hat man angenommen, dass bei uns noch im 13. Jahrhundert vor allem Kleinvieh, also Schafe, Ziegen und Schweine gehalten worden seien. Erst als sich in Oberitalien neue Absatzgebiete eröffnet hätten, so argumentiert man, seien unsere Bauern so richtig in die Grossviehhaltung eingestiegen, quasi gezwungenermassen, weil mit Rindern mehr Fleisch auf einmal transportiert werden konnte als mit Schafen oder Ziegen. Die Aussage stützt sich im weiteren auf ein gegenseitiges Aufaddieren von quellenmässig belegten Klein- und Grossvieheinheiten ab. Wenn die absoluten Zahlen für sich allein genommen werden, so ist das Kleinvieh immer in Überzahl. Wenn wir sie aber mit Aufwand und Ertrag in Verbindung bringen, so sieht es erheblich anders aus. Auf Grund von Albestossungen können wir fürs Mittelalter den unterschiedlichen Bedarf an Wiesland für Kühe beziehungsweise Schafe errechnen. So benötigten drei Kühe zwei «Stösse» Alpweiden für ihre Sommerung. Mit der gleichen Fläche konnten jedoch bloss 15 Schafe einen Sommer lang ernährt werden. Sie warfen aber gesamthaft nur einen Ertrag von 1,5 Kühen ab, was einen Verhältnis von 1 zu 10 entspricht. Wenn der Buochser Leutpriester Heinrich um 1197 neben einer Geldsumme einen Besitz von 14 Kühen, einer Herde ungezähmter Rosse, 99 Schafen und eine Anzahl Schweine auswies, so ergibt dies unter Einbezug des realen

Ertrags als Resultat, dass die 99 Schafe etwa zehn Kühen entsprachen, er also sein Geld viel stärker in der Grossviehhaltung investiert hatte als im Kleinvieh.

Solche Vergleiche machen deutlich, welche bestimmende Rolle in Nidwalden das Grossvieh schon im 12. Jh. gespielt hat. Sie wurde um so dominierender, je weiter wir im 13. Jh. voranschreiten. Offenkundig wird dies in den jährlichen Abgaben, welche der Meier von Stans als Verwalter an das Kloster Hof-Luzern, laut Aufzeichnungen von 1259, zu überstellen hatte. Schweine, Ziegen und Schafe fehlen darin ganz. Zum Kleinvieh sind einzig die sechs Bockshäute zu rechnen; demgegenüber hatte der Stanser Dinghof an Grossvieh drei Ochsen, eine Kuh, ein Kalb und 15 Laib Käse anzuliefern, wobei letztere zwar nicht absolut sicher, aber sehr wahrscheinlich aus Kuhmilch hergestellt waren. Von den gesamten Abgaben, welche das Kloster aus den Höfen Luzern, Meggen, Horw, Kriens, Littau, Malter, Buchrain, Langensand, Küssnacht und Stans jährlich erhielt, stammen ein Drittel der Grossviehlieferungen allein aus Nidwalden. Nichts könnte besser den Stellenwert aufzeigen, den unser Tal in der Mitte des 13. Jahrhunderts in bezug auf die Grossviehhaltung einnahm. – Die weitere Intensivierung der Viehwirtschaft führte im 14. Jahrhundert dazu, dass der Getreideanbau immer mehr zurückgedrängt und schliesslich ganz aufgegeben wurde. In den Steuerrodeln von Dallenwil und Buochs tauchen um 1400 bereits keine Äcker mehr auf. (Nur ganz am Rande erwähnt sei, wie die Einführung der Monokultur Arbeitskräfte freisetzte, die sich mangels anderweitiger Beschäftigungsmöglichkeit, dem Kriegshandwerk und ähnlichem, zuwandten.)

Ausser von der Landwirtschaft reden die Quellen auch von Fischern in Stansstad und Buochs. Sie dürften wohl auch als Schiffsbesitzer den Seetransport für Mensch und Vieh übernommen haben. Ferner werden schon vor 1199 zwei Mühlen in Oberdorf und Stansstad erwähnt. Daneben gab es natürlich schon damals noch andere Gewerbetreibende, die aber in den Quellen nicht auftauchen.

6. Kirche und Kunst

Die Frage, ob die Alemannen bei ihrer Ankunft (in unserer Region) schon Christen gewesen sind, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Denn die gesicherten Belege hierfür reichen «bloss» bis ins 8. Jahrhundert zurück. In Stans wurde 1983 das Fundament eines vorkarolingischen Gotteshauses freigelegt und damit gleichzeitig der Beweis geliefert, dass die älteste Kirche Nidwaldens hier gestanden ist. Möglicherweise ging ihr sogar ein Vorgängerbau aus Holz voraus, womit wir in die zeitliche Nähe der Einwanderer kämen. Doch bleibt dies Hypothese, weil die allfällige Holzkonstruktion keine Spuren hinterlassen hat.

Das zweitälteste christliche Heiligtum stammt aus dem 10. Jahrhundert und wurde in Buochs gefunden. Wie jenes von Stans stand es an der gleichen Stelle, wo sich heute noch die beiden Pfarrkirchen erheben. Die zwei Gotteshäuser gehen in ihrem Bestand auf die Initiative von weltlichen Adligen zurück, die sie als Eigenkirchen errichtet und später auch wie jeden anderen Besitz verkauft beziehungsweise vererbt haben. Durch Schenkungen kamen die inzwischen auf mehrere Träger aufgesplitteten Rechte an den Kirchen, schliesslich zu unterschiedlichen Zeiten, an die beiden Benediktinerstifte Muri und

Engelberg. Muri verkaufte die seinigen im 13. Jahrhundert zusammen mit den grundherrlichen an Engelberg. Vom Kloster erwarben sie die Buochser und Stanser Kirchgenossen im 15. Jahrhundert. Die beiden Kirchen bildeten seit ihrer Erbauung das religiöse Zentrum der um sie entstandenen Pfarreien. Im 13. Jahrhundert treten neben die Pfarrangehörigen an beiden Orten die Kirchgenossen als politische Kraft in Erscheinung. Fast gleichzeitig entsteht in Wolfenschiessen die erste Filialkapelle, der später in Beckenried, Hergiswil und Emmetten weitere folgen. Sie werden dereinst zu Pfarrkirchen und eigenen Kirchgemeinden erhoben werden, jene in Wolfenschiessen und Emmetten schon im Spätmittelalter. Kirchlich gehörte unser Tal zum Dekanat Luzern, als solches zur Diözese Konstanz, die ihrerseits einen Teil des Erzbistums Mainz bildete. Die Zuteilung brachte unter anderem mit sich, dass die Geistlichen in unserer Region, sofern es sich nicht um Konventsmitglieder handelte, zum grössten Teil aus dem Mittelland oder sogar aus dem süddeutschen Raum stammten. Was das religiöse Leben der Gläubigen anbelangt, so unterschieden sie sich in keiner Weise von jenen des Oberdeutschen Raumes, und zwar gilt dies auch fürs Spätmittelalter. Wie überall wurde auch bei uns zuerst daheim geheiratet; erst wenn sich Nachwuchs zeigte, manchmal auch später, liess man die Ehe in der Kirche einsegnen. Die vielen Nachrichten über Stiftungen und Jahrzeiten zeigen, dass man sich auch hier für das Leben nach dem Tod abzusichern, im besonderen durch Ablässe, Gebete und Memorialmessen die Fegfeuerqualen der Verwandten und Vorväter abzukürzen suchte, in der Hoffnung, die eigenen Nachkommen würden später ein

gleiches tun. Die «letzten Dinge» beschäftigten überhaupt viel stärker das kirchliche Leben als heute. Weil den Mönchen im Himmel ein besserer Platz beschieden war als den gewöhnlich Sterblichen, traten viele im Alter oder auf dem Totbett, wie etwa das Beispiel des Heinrich von Buochs zeigt, noch in ein Kloster ein. – Den bekanntesten Mystiker der Schweiz stellte zwar Obwalden. Dies bedeutet aber nicht, dass diese religiöse Bewegung nicht auch im unteren Tal heimisch gewesen wäre. Zwei Klosterfrauen aus Stans werden in diesem Zusammenhang in jeder grösseren Literaturgeschichte erwähnt. Ebenso selbstverständlich haben Nidwaldner Pilgerfahrten ins heiligen Land, nach Rom und nach Santiago de Compostela unternommen. Sie sind dabei wie auf andern Reisen mit der Kultur anderer Länder in Berührung geraten.

Natürliche Alterungsprozesse, barockes Baufieber, Katastrophen und blosser Unverstand haben bei uns wie in der ganzen Innerschweiz sehr viele Kunstschatze zum Verschwinden gebracht. Das meist eher zufällige erhalten gebliebene vermag aber immer noch eine Vorstellung von dem zu vermitteln, was für unsere Region einst von Künstlerhand geschaffen wurde. Vorwegnehmen können wir eines: Wir besitzen für diese Epoche weder Namen von Meistern noch gibt es Hinweise, dass sich hier Künstler sesshaft niedergelassen haben. Sehr vieles scheint importiert oder von Wanderkünstlern an Ort angefertigt worden zu sein.

Von den grösseren mittelalterlichen Gotteshäusern hat sich ausser den Fundamenten, die über die architektonische Gestaltung wenig aussagen, einzig der Stanser Kirchturm erhalten. Mit seinen

gekuppelten, zwei- bis fünfteiligen Arkadenfenstern, den Würfelkapitellen, den Eckblättern, Wülsten und Masken auf den Säulenbasen besitzen wir in ihm ein hervorragendes Zeugnis romanischer Baukunst und auch das Bedeutendste in der Urschweiz. Den gotischen Stil vertreten die verhältnismässig kleinen Gotteshäuser in St. Jost am Bürgen (Chor), St. Joder auf Alzellen und die Ölbergkapelle in Stans. Bei allen dreien handelt es sich um architektonisch einfache Bauten, wie solche im 14. und 15. Jahrhundert überall dort entstanden sind, wo nicht ein vermöglicher Bauherr (Stadt, Bischof, Abtei) dahinter gestanden ist. Der einfache Gläubige hat seine Gabe viel lieber in die Ausstattung investiert, die sich ja jahrzehntelang hinauszögern konnte. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die 1925 gefundenen Sandsteinfragmente des frühen 14. Jahrhunderts in St. Jakob: die ursprünglich bemalten und mit Gold gefassten, äusserst qualitätvollen Arbeiten gehörten wohl zur gotischen Portalbekrönung des ersten Ennetmooser Gotteshauses. Wenn wir bedenken, dass ein so kleines Heiligtum, ein solch bedeutenden und schönen Skulpturenschmuck besass, dann vermögen wir die Aufwendungen der Nidwaldner für die Ausstattung ihrer Kirchen zu erahnen.

Etwas besser dokumentiert als mit Steinskulpturen sind wir mit Kunstwerken aus Holz. Abgesehen von den für die Entwicklung des Altarbaus äusserst wichtigen Retabeln von Alzellen, St. Jost und Wolfenschiessen, haben sich auch eine Reihe Holzfiguren erhalten: Die «thronende Madonna mit Kind» – neben «Christus am Kreuz» das wichtigste Kultbild des Mittelalters, das in keiner Pfarrkirche fehlte – besitzen wir gleich in drei

Ausführungen. Neben der fast noch romanische Monumentalität ausstrahlenden Bürer Skulptur, überraschen die beiden andern durch ihre gotische Lieblichkeit. Vor allem die Muttergottes aus der Katharinenkapelle aus Dallenwil verleugnet ihre Abhängigkeit von Madonnen des Bodenseeraums nicht. In den gleichen Kulturkreis können wir auch das schöne Halbreilief «Mariä End» aus der Dallenwiler Laurentiuskapelle einordnen.

Das Vesperbild, die Pietà also, erinnert an Leiden und Tod Jesu. Das Kultbild hat sich in der Innerschweiz erst ab 1350 verbreitet. Der Nidwaldner Beitrag zu dieser Gattung, um 1375 entstanden, stammt aus Oberrickenbach. Die Art, wie Maria kerzengerade aufgerichtet sitzt, ist einzigartig und könnte von der gotischen Kathedralplastik beeinflusst sein. Die weichen Gewandfalten verraten den Einfluss des oberrheinischen Raums.



Aawasser

Zur Volksliturgie der Osterzeit gehörten nicht nur Palmesel und Auferstehungsheiland, sondern ebenso ein Grabchristus. Das Nidwaldner Beispiel hierzu wurde wohl für die Buochser Pfarrkirche geschaffen, eine Skulptur aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Der Körper ist mit einem Grabtuch bedeckt, das aber Brust, Arme und Füße für das Zeigen der Wundmale freilässt. Die leicht geöffneten Augen und Lippen sowie die hervortretenden Backenknochen finden sich auch an anderen Figuren gleichen Inhalts.

Natürlich besaßen alle Gotteshäuser irgendwelche Heiligenfiguren. Sie standen entweder immer in den Altarnischen oder an hohen Festen frei auf den Mensen. Auch hievon besitzen wir einige, so beispielsweise drei Skulpturen im alten Theodulsaltar von Wolfenschiessen. Die Heiligen Johannes Evangelist, Johannes Baptist und Theodul zählen zu den besten Holzfiguren, die sich in der Innerschweiz erhalten haben. Als Einzelstatuette sei eine ebenfalls sehr schöne Bischofsgestalt auch aus Wolfenschiessen genannt.

Noch andere Kunstwerke wären zu erwähnen, etwa aus dem Bereich der Wand- und Tafelmalerei, der Goldschmiedekunst, der Glockengiesserei oder des Kunsthandwerks. Die meisten von ihnen sind Zeugen hoher Kunst. Es ist immer wieder frappierend feststellen zu können, mit welcher erstklassigen Künstlern des oberrheinischen Kulturraumes die Nidwaldner über Jahrhunderte hinweg Kontakt suchten und auch fanden.

7. Zusammenfassung

Die topographischen Verhältnisse haben den Besiedlungsvorgang stark beeinflusst. Ebenso bestimmend wirkte sich die Tatsache aus, dass sich das Engelber-

gertal einzig gegen Norden hin öffnet, ansonsten aber rings von einem hohen Bergkranz umgeben ist. Über dieses Tor stossen die Alemannen in unsere Gegend vor, bis ins 14. Jahrhundert wird vom Mittelland aus unser Tal grund- und landesherrlich verwaltet. Doch nicht nur für politische Belange, auch wirtschaftlich ist diese Öffnung wichtig. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an den Viehexport in die auf Ackerbau umgestellten Gebiete des Flachlandes, während umgekehrt von dort ab dem 14. Jahrhundert immer mehr Getreide eingeführt wird. Als recht eng kann ebenfalls der kirchliche und kulturelle Austausch bezeichnet werden, wobei hier unser Engelbergertal viel stärker als Empfänger denn als Geber in Erscheinung tritt. So dürfen wir denn füglich behaupten, dass unser Gebiet im Mittelalter mit dem Mittelland eng verbunden war und bei allen lokalen Unterschieden eine gewisse Einheit darstellte. Daran änderte sich vorerst auch nach 1291 oder 1315 nichts entscheidendes, obschon damals noch weite Teile der heutigen Kantone Luzern, Zug, Zürich und Aargau stark unter habsburgischem Einfluss standen.

Die Öffnung der Schöllenen leitete freilich eine andere Entwicklung ein. Sie machte den Weg frei für den Handel mit den oberitalienischen Städten. Nidwalden hat die Chance, die sich hier bot, erst spät genutzt, als es durch die protektionistische Politik der eidgenössischen Städte in ihren Untertanengebiete dazu gezwungen wurde. *Hansjakob Achermann*

N. B. Die obigen Ausführungen basieren auf den neuesten Forschungsergebnissen, wie sie nachzulesen sind in: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft, Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft, 2 Bde., Olten 1990.